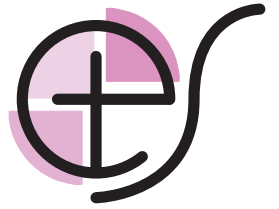


Evang. Sammlung in Württ. e.V.
Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach
PVSt, DPAG, „Entgelt bezahlt“

E 47239

Evangelische
Sammlung
in Württemberg



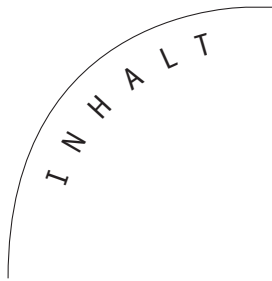
RUNDBRIEF 53

Bitte teilen Sie uns Änderungen Ihrer Anschrift rechtzeitig mit. Vielen Dank!

"Es ist Zeit,
dass die Kirche in ihrer Gesamtheit erkenne,
die Arbeit der Inneren Mission ist mein;
dass sie ein großes Siegel darunter setze,
die Liebe gehört mir wie der Glaube."
Johann Hinrich Wichern



Juni 2011



Evangelische Sammlung in Württemberg



Inhalt

Bericht des Vorsitzenden bei bei der Landesversammlung 2011	<i>Werner Schmückle</i>	3
Diakonie und Gemeinde - zwei, die zusammengehören	<i>Dieter Kaufmann</i>	6
Missionarische Diakonie und diakonische Mission	<i>Ulrich Laepple</i>	11
Predigt „Kind willkommen“	<i>Johannes Stockmeier</i>	16
Muss es immer Krippe sein? – Familien stärken mit „welcome“	<i>Norman Grauer</i>	20
helpline- Korntal – Wo Hilfesuchende und Helfer zusammenkommen	<i>Sr. Anne Messner</i>	22
Meine alten Weiblein	<i>Marie Josenhans</i>	24

Adressen der Autoren:

Pfarrer Werner Schmückle,
Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart-Birkach
Werner.schmueckle@arcor.de

Oberkirchenrat Dieter Kaufmann,
Diakonisches Werk Württemberg,
Heilbronner Straße 180, 70191 Stuttgart
kaufmann.d@diakonie-wuerttemberg.de

Pfarrer Ulrich Laepple,
Diakonisches Werk der EKD e.V.,
Reichensteiner Weg 24, 14195 Berlin
amd.laepple@diakonie.de

Oberkirchenrat Johannes Stockmeier,
Diakonisches Werk der EKD e.V.,
Reichensteiner Weg 24, 14195 Berlin
diakonie@diakonie.de

Pfarrer Norman Grauer,
Bühlenstr. 85, 71088 Holzgerlingen
Pfarramt.Holzgerlingen_2@elk-wue.de

Schwester Anne Messner
Helpline Korntal,
Wilhelmsdorfer Str. 8, 70825 Korntal-Münchingen
info@helpline-korntal.de

Werner Schmückle

Bericht des Vorsitzenden

bei der Landesversammlung der Evangelischen Sammlung
in Württemberg am 7. Mai 2011
im Abgeordnetenhaus des Stuttgarter Landtags



Liebe Freunde der
Evangelischen Sammlung!

Die Aufgabe der Evangelischen Sammlung ist, den Dienst am Evangelium zu unterstützen, das Leben in der Kirche mit zu gestalten und den missionarischen Auftrag wahrzunehmen. Weiter nimmt sie Stellung zu theologischen und ethischen Fragen in der Gegenwart. Organe dafür sind der regelmäßig erscheinende Rundbrief, die Sitzungen des Landesvorstands und die Landesversammlung.

1. Fragen geistlichen Lebens

Dem ersten Bereich des geistlichen und kirchlichen Lebens waren die letzten drei Rundbriefe gewidmet mit den Themen:

- Stille als Lebensäußerung des Glaubens im persönlichen Christsein.
- Die heilende Dimension des Glaubens in der Gemeinde entdecken und leben. Diesem Thema war ja auch der Vortrag „Gesunden im Glauben“ von Prof. Hans-Joachim Eckstein gewidmet, den wir als Jahressgabe veröffentlichten.
- Mit dem Thema „Milieus, Gottesdienst und Gemeinde“ haben wir die aktuellen missionarischen Herausforderungen für unsere Gemeinden bedacht.

2. Homosexualität und geistliches Amt

Der Vorstand der Evangelischen Sammlung hat sich im Blick auf den § 39 des neuen Pfarrerdienstgesetzes der EKD mit der Frage homosexueller Partnerschaften im Pfarramt befasst und wird sich dazu weiter in das Gespräch in unserer Landeskirche einbringen. Ohne dass es dazu ausdrückliche Beschlüsse geben würde, lässt sich die Position der Evangelischen Sammlung so beschreiben:

Das biblische Zeugnis zur Frage der Homosexualität ist eindeutig. Der Wille des Schöpfers und die Weisung Jesu zielt auf die Ehe von Mann und Frau als die gottgewollte Form des Zusammenlebens zweier Menschen. Homosexuelle Partnerschaften werden nicht als dem Willen Gottes entsprechende Lebensform angesehen und stehen deshalb auch nicht unter dem Segen Gottes.

Wir nehmen bewusst wahr, dass es solche Partnerschaften in unserer Gesellschaft und auch bei Pfarrerinnen und Pfarrern und anderen Mitarbeitenden in unserer Kirche gibt. Der Umgang mit solchen Kolleginnen und Kollegen muss von Achtung und Liebe geprägt sein. Bereits Mitte der neunziger Jahre hat die Evangelische Sammlung in einer Stellungnahme festgehalten: Es gibt in unserer Gesellschaft

eine Verurteilung der Homosexualität aus Motiven, die nicht christlich sind: Diese Lebensform erscheint als das Andersartige und Fremde, das die Abwehr herausfordert und ein Feindbild entstehen lässt. Wo homosexuell geprägte Menschen aus solchen Motiven diskriminiert werden, findet dies den Widerspruch der Evangelischen Sammlung.

Einer Gleichstellung homosexueller Partnerschaften mit der Ehe in der Kirche und einer grundsätzlichen Erlaubnis zum Zusammenleben solcher Kolleginnen und Kollegen im Pfarrhaus kann die Evangelische Sammlung nicht zustimmen. Noch immer ist das, was im Pfarrhaus gelebt wird, für viele Menschen in den Gemeinden Orientierungspunkt für ihr eigenes Denken und Verhalten. Die Sammlung wird sich dafür einsetzen, dass eine Zustimmung zum § 39 des EKD - Gesetzes in der Synode nur erfolgen kann, wenn – wie es die Badische Kirche gerade festgehalten hat – der Begriff „familiäres Zusammenleben“ im Gesetz nicht in Richtung auf homosexuelle Partnerschaften hin ausgelegt werden kann.

Die Evangelische Sammlung spricht sich gegen Bestrebungen in der Kirche aus, die eine Gleichstellung homosexueller Partnerschaften mit der Ehe oder gar eine Segnung solcher Partnerschaften fordern. Das Anliegen der Evangelischen Sammlung ist es, Ehe und Familie in unserer Gesellschaft zu fördern und zu stärken.

3. Christsein in der Gesellschaft

a) Der Rundbrief 49 der Sammlung hat sich mit dem Thema „Globalisierung und ehrliches Wirtschaften“ beschäftigt. Wir

konnten einen Vortrag von Prof. Berthold Leibinger veröffentlichen, in dem er ausgeführt hat: „Ich setze auf das Vorbild. Aus dem Vorbild einiger in der Wirtschaft kann sich dann auch wieder eine Vorgabe für viele entwickeln. Die Frage nach der Zukunft des ehrbaren Kaufmanns entscheidet sich nach meiner Überzeugung an seinem persönlichen Handeln“. Der Synodale Dieter Schenk, Geschäftsführer einer Firma, hat im Rundbrief persönliche Erfahrungen eingebracht und ausgeführt: „Christliche Leitung eines Unternehmens wirkt sich zuerst im Umgang mit den Mitarbeitern aus. Sie dürfen zu Recht erwarten, dass man mit ihnen offen, ehrlich und zuverlässig umgeht“.

Sie merken an diesen Zitaten: Der persönliche Einsatz und das Mitwirken von Christen an der Gestaltung unseres gesellschaftlichen Lebens ist uns ein wichtiges Anliegen. Dazu wollen wir ermutigen.

b) Deshalb freuen wir uns sehr auf den anschließenden Vortrag des ehemaligen bayrischen Ministerpräsidenten und jetzigen stellvertretenden Präses der EKD – Synode Dr. Günter Beckstein, in dessen Person ja christliche Prägung und politische Verantwortung exemplarisch verbunden sind. Er hat gerade ein Buch veröffentlicht mit dem Titel: „Die zehn Gebote – Anspruch und Herausforderung“. Es ist ein sehr persönliches Buch, in das die reichen politischen Erfahrungen einfließen und in dem er Rechenschaft über seine Motive bei ganz konkreten politischen Entscheidungen gibt. Im Vorwort schreibt er: „Mein Christ-Sein ist mir im Politischen genauso wichtig wie im Privaten. Als Christ muss ich mich immer fragen, ob

ich mein Handeln vor Gott verantworten kann, egal ob als Politiker oder als Rechtsanwalt, als Ehemann und Vater, oder als Kirchenvorstand und Synodaler. Der einzige Unterschied besteht darin, dass mit den verschiedenen Rollen unterschiedliche Aufgaben verbunden sind.“

4. Dank an die Unterstützer der Sammlung

Gestatten Sie mir noch ein Wort zur finanziellen Situation der Evangelischen Sammlung. Die Spendeneingänge im Jahr 2010 sind im Vergleich zum Jahr 2009 deutlich zurückgegangen. Die Sammlung hatte in diesem Jahr ca. 6500 EUR

Mehrausgaben gegenüber den Einnahmen. Damit verbleibt der Sammlung zur Sicherstellung ihrer Arbeit eine Rücklage von ca. 37000 EUR.

Der Prüfbericht für die Jahresrechnung vermerkt dazu: Wenn im Blick auf die Spendenentwicklung keine Tendenzumkehr sichtbar wird, könnte das Vermögen in fünf bis sechs Jahren aufgebraucht sein.

Wir danken allen Freunden der Sammlung, die uns in den letzten Jahren unterstützt haben, und bitten weiter um Spenden, damit die Arbeit der Sammlung und vor allem die Herausgabe der Rundbriefe auch in Zukunft sichergestellt werden kann.

weil 32-idea



Dieter Kaufmann

Oberkirchenrat, Vorstandsvorsitzender
Diakonisches Werk Württemberg

Diakonie und Gemeinde: Zwei, die zusammen gehören

1. Das Vorbild der Jerusalemener Urgemeinde

Die Geschichte der Jerusalemener Urgemeinde prägt bis heute unser Verständnis von Gemeinde. Aber auch unser Bild von Diakonie. Die Wahl der sieben Diakone (Apg 6, 1-7) zeigt den hohen Stellenwert, den die Diakonie von Anfang an in der Gemeinde hatte. Gleichzeitig liegt in dieser Geschichte aber auch ihre schlechende Entwertung begründet. Die Diakonie geriet in einen Anfangsverdacht: Sie kann dazu führen, dass das Wort Gottes vernachlässigt wird (V. 2). Die zwölf Apostel als Leitungsgremium delegieren deshalb die Versorgung der Witwen an die sieben Diakone. Sie selbst wollen sich auf die Verkündigung konzentrieren. Positiv gewendet könnte man sagen: eine sinnvolle Maßnahme. Sie schützt die Leitung vor Überforderung, sie schafft neue Stellen mit klarer Zuordnung. Und die mittellosen Witwen kommen zu ihrem Recht. Problematisch allerdings: Die diakonische Aufgabe wandert mehr an den Rand, sie stellt keine Top-Priorität der Leitung mehr dar. Verkündigung und Diakonie erscheinen als voneinander unabhängige Aufgabenfelder.

Wer aufmerksam seine Bibel liest und vor allem den weiteren Zusammenhang beachtet, bekommt aber schnell Zweifel an dieser Version der Geschichte. Denn Stephanus, einer der Diakone, erweist sich als wortgewaltiger Prediger. Nicht wegen seiner diakonischen Arbeit, sondern wegen seiner Verkündigung wird er gesteinigt. Einige Untersuchungen zum biblischen Gebrauch des Wortes „diakonein“ bestätigen dies. Demnach ist der Diakon eher als ein Bote zu verstehen. Er handelt im Auftrag eines anderen. Er bringt Bedürftigen das, was sie brauchen: Nahrung für Leib und Seele. Verkündigung und Diakonie dürfen deshalb nicht in unterschiedliche Zuständigkeitsbereiche aufgeteilt werden. Sie gehören zusammen und bilden eine Einheit. So wie auch bei Jesus Reden und Handeln immer eine Einheit gebildet haben.

Es lohnt sich aber noch weiter in die Geschichte der Urgemeinde einzutauchen. Offensichtlich ist, dass es zwischen den hebräisch sprechenden und den griechisch sprechenden Christen einige Schwierigkeiten gab. Die Sprachbarriere hat dabei sicher eine Rolle gespielt. Aber es gab auch kulturelle und religiöse Unterschiede. Zwei kritische Themen waren

die Rolle des Gesetzes und die Bedeutung des Tempels (Apg 6, 13+14). Nach der Steinigung des Stephanus gab es eine groß angelegte Verfolgung, die aber nur die griechisch sprechenden Christen betraf (Apg 8,1). Die geflohenen Christen gründeten neue Gemeinden, z.B. in Damaskus und Antiochia. Beides Gemeinden, die später für Paulus prägend waren. Es spricht also vieles dafür, dass die griechisch sprechenden Christen vor ihrer Vertreibung bereits eine eigene Gemeinde gebildet haben. Dass das nicht ohne Konflikte abging, zeigt die Diskussion um die Witwenversorgung. Vermutlich war dieser Streit sogar der Anlass für die Etablierung einer griechisch sprechenden Tochtergemeinde. Und deren von den Aposteln eingesetztes Leitungsgremium waren die sieben Diakone. Als Leitungsgremium waren sie selbstverständlich für die Versorgung der Witwen und für die öffentliche Verkündigung zuständig.

Festzuhalten ist nach dieser historischen Betrachtung:

1. Ein diakonisches Defizit wird zum Anlass einer Gemeindegründung.
2. Zur Gemeindeleitung gehört nicht nur die öffentliche Verkündigung, sondern genauso die diakonische Verantwortung.
3. Eine Nachordnung der Diakonie und ein Nebeneinander von Verkündigung und Diakonie lassen sich nicht mit dem Verweis auf die Urgemeinde begründen.

2. Wo wir heute stehen

Maßgeblich geprägt ist die diakonische Arbeit bis heute durch die Innere Mission. Engagierte Christen, häufig Pfarrer, haben sich im 19. Jahrhundert die Not der Menschen zu Herzen gehen lassen.

Gustav Werner hat sich mit Hilfe engagierter Frauen der Waisenkinder in Waldorfhüslach angenommen. Es waren oft Männer und Frauen aus der Erweckungsbewegung, die sich mit großem Engagement für die Ärmsten der Armen eingesetzt haben. Ihr Verhältnis zur Amtskirche war nicht selten gespannt. Sie organisierten sich deshalb in Vereinen oder Unterstützerkreisen, später auch in Stiftungen. Die meisten diakonischen Werke in der württembergischen Landeskirche sind so entstanden. Sie wurden in vielerlei Hinsicht zu Wegbereitern des Sozialstaates. Und sie sind bis heute dessen Partner. Die Verbindung zur Landeskirche und den Gemeinden führten dazu, dass diese sich für diakonische Themen zunehmend geöffnet haben. Wichtig war hier die Arbeit der Diakonissen. Sie waren viele Jahrzehnte lang das diakonische Gesicht der Gemeinden.

Nach dem zweiten Weltkrieg galt es vor Ort flächendeckend die Not zu lindern. Die Kirchen mit ihrer guten Infrastruktur boten sich dafür an. Hier liegen die Wurzeln der diakonischen Arbeit auf Kirchenbezirksebene. Bis heute ist dieser „Grunddienst“ den Kirchenbezirken viel wert. 1970 kam es schließlich zum Zusammenschluss von Hilfswerk und Innerer Mission zum Diakonischen Werk in Württemberg. Seitdem gibt es verstärkt Ansätze und Überlegungen, wie die Kirchengemeinden ihre diakonische Verantwortung besser wahrnehmen können. Vor allem Formen von Gemeinwesen orientierter Diakonie spielen dabei eine Rolle. Gerade auch durch großes Engagement entwickelt sich die Gemeinde diakonisch. So entstanden in den letzten zwanzig Jahren zahlreiche

Vesperkirchen, Tafel- und Diakonieläden, Mittagstische und viele andere diakonische Initiativen.

Entscheidend bei der aktuellen Diskussion ist das Anliegen einer möglichst weitgehenden Teilhabe aller am gesellschaftlichen Leben. Pflegeheime werden deshalb auch in kleineren Orten gebaut. Vorzugsweise in der Ortsmitte. Große Behinderteneinrichtungen bilden kleine überschaubare Wohneinheiten. Kirchengemeinden sind dabei wichtige Partner. Ihr soziales Netz soll helfen, dass Menschen mit Behinderungen eingebunden sind in das Gemeinwesen. Die Ermöglichung von Teilhabe ist das zentrale diakonische Anliegen auch bei der Familienhilfe, bei der Überwindung von Armut oder bei der Arbeit mit Migranten. Engagierte Christen in der Diakonie lassen erkennen, dass und wie der christliche Glaube die Basis diakonischen Handelns ist. Sie sind auch wichtige Verbindungsglieder zu den Gemeinden.

3. Das diakonische Engagement der Gemeinden

Woran machen wir fest, wie diakonisch eine Gemeinde ist? Darauf gibt es keine allgemein gültige Antwort. Aber die Diskussion der entsprechenden Merkmale kann in einem Kirchengemeinderat oder einer Gemeindeversammlung sehr lohnend sein.

Den Stellenwert der Diakonie könnte man z.B. daran fest machen, wie und ob beim leitenden Personal der Einsatz für diakonische Anliegen gewünscht ist. Eine Analyse von Pfarrstellenausschreibungen offenbart hier allerdings, dass Diakonie oft gar nicht thematisiert wird. Man könnte den Stellenwert der Diakonie auch daran festmachen, wie begehrt das Amt des oder der Diakoniebeauftragten ist. Oder ob es einen Diakonieausschuss gibt. Oder wie oft diakonische Themen auf der Tagesordnung im Kirchengemeinderat stehen.

Hilfreich ist es, drei Kategorien zu unterscheiden:

Die diakonische Dimension kirchlichen Handelns (a), Formen einer „Alltagsdiakonie“ (b) und organisiertes diakonisches Engagement (c). Einige Hinweise sollen helfen, diese verschiedenen Formen der Diakonie wahrzunehmen und sie entsprechend zu würdigen. Beides ist wichtig, um diakonisches Engagement in der Gemeinde anzuregen und zu fördern. Genau dies ist, wie schon in der Urgemeinde, Aufgabe der Gemeindeleitung.

a) Ein zentrales Anliegen der Diakonie ist gesellschaftliche Teilhabe. Alle Gemeinschaftsfördernden Aktivitäten in der Gemeinde haben deshalb eine diakonische Dimension. Entsprechendes gilt für alle Formen der Seelsorge. Denn der Diakonie geht es immer um den ganzen Menschen, um sein seelisches und leibliches Wohl. Von größter Bedeutung für die Diakonie sind kirchliche Bildungsangebote. Schon im Kindergarten wird soziales Lernen eingeübt und im Zusammenhang biblischer Geschichten veranschaulicht. Im Religionsunterricht lernen Schülerinnen und Schüler Persönlichkeiten wie den heiligen Nikolaus oder Elisabeth von Thüringen kennen. Vorbilder im Glauben, die sich für die Ärmsten mit ihrer ganzen Existenz eingesetzt haben. Konfirmandinnen und Konfirmanden erfahren im Rahmen ihres Praktikums im Pflegeheim, wie wichtig menschliche Zuwendung ist. Bei Missionsabenden oder bei Vorträgen zu sozialpolitischen Themen werden Christen sensibilisiert für die Not der fernen Nächsten. Ein Schlüsselthema ist und bleibt für die Gemeinden der Gottesdienst. Er ist unverzichtbar für die Diakonie. Denn im Gottes-

dienst ist uns vor Augen, dass jeder Mensch ein von Gott geliebtes Geschöpf ist, der Glaube in der Liebe tätig ist, Gottes- und Nächstenliebe zusammengehören, und dass Gott an uns festhält trotz unserer Schuld. Und selbstverständlich: Im Gottesdienst wird Diakonie erlebbar wenn er z. B. gemeinsam mit einer Wohngruppe behinderter Menschen vorbereitet und gefeiert wird. Aber auch wenn von besonderen Lebenssituationen von Menschen im Gottesdienst erzählt wird, oder die unterschiedlichen diakonischen Dienste vorgestellt werden. Oder wenn in der Fürbitte an Menschen gedacht wird, die auf Hilfe angewiesen sind. Oder wenn beim Diakoniesonntag diakonisch engagierte Menschen beteiligt sind. So hat alles kirchliche Handeln eine diakonische Dimension. Sie wahrzunehmen heißt immer auch sie zu würdigen und zu stärken. Hier ist vor allem auch die Gemeindeleitung gefordert. Weil sie sich am biblischen Zeugnis orientiert, fördert sie eine Gemeindegemeinschaft, die dem Glauben und der Liebe dient.

b) Der Gottesdienst im Alltag der Welt ist nach Römer 12 im Kern diakonisches Handeln. Jeder einzelne Christ sorgt im Alltag für sich und andere. Kinder lernen dies normalerweise in ihren Familien. Sie entdecken, wie wichtig Rücksichtnahme und Hilfsbereitschaft ist. Je mehr Menschen alleine leben und je mehr Familien selbst belastet sind, desto wichtiger werden andere Formen einer „Alltagsdiakonie“ z.B. in der Nachbarschaft. Selbstverständlich ist auch diese Form der Diakonie nicht. Überzeugende Vorbilder sind wichtig. Geeignete Formen des sozialen Lernens ebenso. Hier ist jeder einzelne



Christ gefordert, entsprechend der eigenen Möglichkeiten anderen Gutes zu tun.

c) Organisierte Formen der Diakonie werden in Kirchengemeinden und Kommunen immer wichtiger. Warum? Weil „Alltagsdiakonie“ und weil die vorhandenen Angebote des Sozialstaates eine Teilhabe aller am gesellschaftlichen Leben immer weniger gewährleisten. In der Jerusalemer Urgemeinde entstand angesichts der Not vieler Witwen ein „Murren“ (Apg 6, 1). Das war der entscheidende Impuls. So muss auch bei uns öffentlich beklagt werden, wenn einzelne Menschen oder ganze Personengruppen in Not sind und ausgegrenzt werden. Die Betroffenen sind dazu meist nicht in der Lage. In Jerusalem hat das Leitungsgremium der zwölf Apostel auf Grund dieses Murrens eine Gemeindeversammlung einberufen (V. 2). Denn die mangelnde Versorgung der Witwen war etwas, das alle anging. Aus dieser offenen Diskussion erwuchs eine weitreichende Klärung der Zuständigkeit. Es wäre schon viel gewonnen, wenn jede Kirchengemeinde an einer Stelle ansetzen würde. Z.B. wenn danach gefragt würde, wie von Armut betroffene Kinder und Familien besser an Gemeindeveranstaltungen teilnehmen können. Oder wenn man gemeinsam überlegt, wie die Isolation vieler pflegebedürftiger Menschen überwunden werden kann. Wer so fragt, bekommt keine schnellen und leichten Antworten. Aber er beginnt genauer hinzusehen. Der entdeckt auch die diakonischen Dienste und Einrichtungen in der Nachbarschaft. Der lässt sich auf einen Sichtwechsel ein, um nachempfinden zu können, was ein Leben am Rand der Gesellschaft bedeutet. Nach und nach kann ei-

ne Gemeinde dann realisieren, was nötig ist, um auf Dauer helfen und Teilhabe ermöglichen zu können. Die Gemeindeleitung ist verantwortlich dafür, dass diakonische Themen auf die Tagesordnung kommen und in der Gemeinde diskutiert werden. Sie trifft notwendige Entscheidungen, sorgt für die nötigen Mittel und organisiert die erforderliche Zusammenarbeit mit anderen Partnern. Z. B. mit diakonischen Einrichtungen, mit anderen Gemeinden, mit der Kommune, mit Vereinen. Bei vielen Themen ist das Diakonische Werk selbst ein wichtiger Kooperationspartner.

Eine Gemeinde wird sich verändern, wenn sie diakonisch aktiv wird. Sie öffnet sich für Menschen, die am Rande der Gesellschaft stehen. Sie entdeckt Menschen, die sich diakonisch engagieren möchten. Und sie entdeckt in alledem den Gott, der keinen Menschen verloren gibt.



Ulrich Läßle

Missionarische Diakonie und diakonische Mission

Zusammenhalten und gestalten, was zusammen gehört



Referent für missionarisch-diakonischen Gemeindeaufbau bei der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD) im Diakonischen Werk der EKD

Auf einer Konferenz mit Vertretern aus verschiedenen Einrichtungen der Diakonie stand auf einmal die Frage im Raum: Sollten in Einrichtungen der Diakonie – in einem Krankenhaus, einem Altenheim, in Beratungsstellen oder in so genannten Komplexeinrichtungen – neben dem fachlichen Hilfsangebot nicht auch Angebote der Hilfe zum Glauben gemacht werden? Sollte es nicht so sein, dass Menschen, die im Raum der Diakonie Dienste in Anspruch nehmen und der Kirche begegnen, dort auch Entdeckungen mit dem Glauben machen können, Entdeckungen, die ihrem Leben eine neue, heilsame, durch Glauben gestützte Richtung geben könnten? Einen Glauben also, der ihnen zeigt, dass der Mensch nicht vom Brot allein und von der Gesundheit allein lebt („Hauptsache gesund!“), sondern von einem größeren Sinnhorizont? Mit anderen Worten: Hat die Diakonie nicht auch ein missionarisches Mandat? Die Gefragte wischte diese Frage jedoch mit dem Satz beiseite: „Eine diakonische Einrichtung ist keine Missionsstation!“

Können wir uns mit dieser Antwort abfinden? Ich glaube nicht – wie wir es umgekehrt nicht hinnehmen könnten, wenn eine missionarische Gemeinde, nach

ihrem diakonischen Auftrag gefragt, lapidar antworten würde: „Eine Gemeinde ist keine Diakoniestation!“

Das ganze Evangelium für den ganzen Menschen

Beide Antworten greifen zu kurz. Sie verstellen den Blick auf die breite biblische Überlieferung, die uns lehrt, dass wir Diakonie nicht ohne Mission und Mission nicht ohne Diakonie verstehen dürfen, wie den Leib nicht ohne die Seele und Lebenshilfe nicht ohne Glaubenshilfe. Wir sehen im Neuen Testament, wie Christus Menschen besucht und ihnen zuhört, wie er mit seinen Worten ihre Herzen und mit seinen Händen ihren kranken Leib berührt, wie er vergibt und heilt, wie er speist und tröstet, wie er immer den ganzen Menschen unter die Kräfte des Reiches Gottes stellt und erneuert. So müssen wir auch die Sendung der Gemeinde verstehen, wenn Jesus – nach dem Missionsbefehl von Mt. 28 – die Gemeinde aussendet, um „Jünger zu machen“. Auch hier ist „Mission“ nicht ohne „Diakonie“. Denn „ein Jünger zu sein oder zu werden, hieß doch: zu tun, was der Jünger den Meister tun sieht, und das war Fürsorge für den kranken Leib und

die wunde Seele, eine Fürsorge, für die es selbstverständlich war, dem leidenden und armen Menschen das zu schenken, was wirklich heil macht: nämlich ein neues Verhältnis zu Gott als Vater“¹. Wir dürfen den „Missionsbefehl“ bei Matthäus ja nicht ohne das Matthäusevangelium lesen, dem „Evangelium vom Tun des Willens Gottes“ (Otto Michel).

Starke Traditionen im Rücken

Eine missionsvergessene Diakonie und eine diakonievergessene Mission würde die großen und prägenden Traditionen übersehen, die die Kirche durch die Geschichte hindurch im Rücken hat und die sie bis heute inspirieren, trotz der Differenz der Zeiten.

a) Bei einem Blick in die Kirchengeschichte finden wir eine lange Reihe von Beispielen, „wie sich die junge Kirche um Kranke und Arme mühte, die Toten beerdigte, in Pestzeiten ausharrte und nicht floh, sich der Gefangenen annahm, und das alles ganz untaktisch, aus Liebe zu Christus und den Menschen heraus, untaktisch und gerade doch mit erstaunlicher Wirkung auf die heidnische Umwelt, die magisch angezogen wurde durch diese ganz unübliche Sorge um das Wohl des Nächsten, sei er nun Christ oder auch nicht.“ Der große Theologe Adolf von Harnack schreibt in seinem großen Werk „Die Mission und Ausbreitung des Christentums“, dass dies alles auf die Menschen „einen tiefen Eindruck machte und viele gewann.“²

b) Eine alte syrische Kirchenordnung aus dem 5. Jahrhundert zeigt, welche einladende diakonisch-missionarische Gestalt

das Evangelium gewinnen und welches anziehendes Bild von Kirche entstehen kann, wenn Mission und Diakonie, Wort und Tat zusammen kommen und zusammen agieren:

„Wie es recht und passend ist, geht der Priester zusammen mit dem Diakon in die Häuser der Kranken und besucht sie. Er überlegt, was er ihnen Passendes und Nützlichendes sagen kann, besonders den Gläubigen. Der Diakon ... ist der Ratgeber des ganzen Klerus und so etwas wie das Sinnbild der Kirche. Er pflegt die Kranken, kümmert sich um die Fremden, ist der Helfer der Witwen. Väterlich nimmt er sich der Waisen an, und er geht in den Häusern der Armen aus und ein, um festzustellen, ob es niemand gibt, der in Angst, Krankheit oder Not geraten ist. Er geht zu den Katechumenen in ihre Wohnungen, um den Zögernden Mut zu machen und die Unwissenden zu unterrichten. Er bekleidet und schmückt die verstorbenen Männer, er begräbt die Fremden, er nimmt sich derer an, die ihre Heimat verlassen haben oder aus ihr vertrieben wurden. Er macht der Gemeinde die Namen derer bekannt, die der Hilfe bedürfen....“

Der Diakon wird in allem wie das Auge der Kirche sein.“³

c) Das Wichernjahr 2008 hat uns neu an die weitgehend verdrängte theologische Tradition der Inneren Mission erinnert, die mit dem Namen Johann Hinrich Wichern verbunden ist. Sein leidenschaftliches Programm einer (auf)suchenden und hingehenden diakonisch-missionarischen Kirche kann bis heute unsere Bemühungen um den Gemeindeaufbau inspirieren. Denn Wichern traf in einer großen Frei-

heit gegenüber einer traditionsverhafteten, an den damaligen Menschen weitgehend vorbei lebenden Kirche wichtige kybernetische Grundentscheidungen. Eine war, dass er neben den bestehenden parochialen Strukturen kleinere und größere neue Vergemeinschaftungsformen des Glaubens forderte und förderte, sei es in freien Vereinen, sei es in einem Wirtshaus

oder in Wohnhäusern. Diese Freiheit, Gemeinde nicht nur in der Verlängerung ekklesialer Gewohnheiten zu denken, sondern so, dass Christen in neuen Formen und an neuen Orten Träger von Evangelisation und Diakonie werden, ist ein Gedanke, der in der heutigen Gemeindepflanzungsbewegung neu aufleuchtet und vielfach in die Praxis umgesetzt wird.⁴



Gemeinde im sozialen Lebensraum

Die Wiederentdeckung der Gemeindediakonie, besonders im Sinne der Verantwortung für den lokalen Lebensraum, bringt heute beeindruckende Formen sozial-missionarischer Arbeit hervor. Kindertagesstätten werden ausgebaut zu Familienzentren, in denen Elternberatung, das Angebot von Glaubenskursen, von Selbsthilfegruppen und unterschiedliche Hilfen für Kinder Platz finden. Solche Angebote fordern eine Gemeinde stark, aber sie bereichern sie auch – und lassen sie, wie sich vielerorts zeigt, wachsen.⁵ An einer Gemeinde wie in Korntal kann man studieren, wie – ganz im Sinne Wicherns – suchende Liebe und einladender Glaube, gepaart mit Fantasie und Unternehmergeist, in Reaktion auf sichtbare Notlagen die unterschiedlichsten Formen sozial-missionarischer Arbeit hervorbringen können.⁶ Missionarischer und diakonischer Gemeindeaufbau brauchen einander, aber sie fördern sich auch gegenseitig.

Also doch „Missionsstationen“?

Die anfangs aufgeworfene Frage, ob diakonische Einrichtungen „Missionsstationen“ seien, muss nicht nur um der Menschen, die die diakonischen Dienste in Anspruch nehmen, sondern auch unter dem Gesichtspunkt der Mitarbeitenden bejaht werden. Die Einrichtungsdiakonie der ostdeutschen Landeskirchen steht angesichts eines exorbitanten Wachstums seit 1990 vor der Notwendigkeit, angesichts der Arbeitsmarktsituation teilweise bis zu 70 oder 80 % nicht einer Kirche angehörende Menschen zu beschäftigen. Diese Menschen wissen nichts oder wenig von der Kirche, weil die Familien vielleicht schon in der zweiten oder dritten Generation konfessionslos sind. Vor allem aber wollten sie einen Arbeitsplatz. Und doch wollen viele mehr als das. Das spürt und erlebt man, wenn - wie z.B. in der Diakonie der Mitteldeutschen Kirche - zentrale Einführungstage für neue Mitarbeitende durchführt und am Schluss des Tages eine persönliche Segnung angeboten wird: Es gibt kaum jemand, der dieses Angebot nicht annimmt.

Die „missionarische Situation“, die mit der Tatsache von konfessionslosen Mitarbeitenden gegeben ist, darf selbstverständlich nicht dazu führen, dass sie als Mitarbeitende „zweiter Klasse“ angesehen werden. Aber von der Leitung der Einrichtungen aus muss es ein Interesse geben, sie an die Diakonie, an die Kirche, an die Bibel, an eine anziehend gelebte Spiritualität heranzuführen. Auch von Seiten dieser „kirchenlos“ aufgewachsenen Mitarbeitenden wird es oft als ein Bedürfnis empfunden, mit der Wahrnehmung solcher Angebote etwas nachzuho-

len, was ihnen bisher vorenthalten worden war.

Dass der galoppierende Traditionsabbruch unserer Zeit hinsichtlich Bibelkenntnis, Kirche und Glaube nicht nur ein ostdeutsches Phänomen ist, liegt auf der Hand. Der Unterschied zwischen Ost und West besteht in der unterschiedlich begründeten Distanz zur Kirche.

Das Angebot von Glaubenskursen in diakonischen Einrichtungen

Die neue EKD-Bildungsinitiative „Erwachsen glauben“ hat das Ziel, dass in allen Gemeinden der EKD Glaubenskurse durchgeführt werden. Aber auch die Diakonie ist dabei berücksichtigt worden. In dem an alle Pfarrämter versandten „Handbuch“ findet sich ein erhellender Bericht aus einer diakonischen Einrichtung über Angebote für neue Mitarbeitende in der Diakonie. Es handelt sich um ein zweifaches Angebot: „Wir bieten erstens einen verbindlichen Kurs für alle Mitarbeitenden an, der an vier Tagen im Jahr in einem Freizeithaus stattfindet. Das ist Dienstzeit, in der Grundlagen diakonischen Handelns sowie Wissen zum Kirchenjahr vermittelt werden. Der Glaubenskurs ist dann die zweite Schiene. Denn Mitarbeitende stellen die Fragen: ‚Jetzt wissen wir etwas, aber was machen wir damit? Wie finde ich zum Glauben? Was muss ich da machen? Ich weiß jetzt viel, aber wie glaubt man?‘ Dafür haben wir den im Handbuch ‚Erwachsen glauben‘ vorgestellten Glaubenskurs ‚Spur 8‘ ausgesucht, weil er genau diese Inhalte anspricht...“⁷

Wer eine solche Öffnung für Fragen des Glaubens bei Mitarbeitenden erlebt hat,

weiß, dass die durch solche Kurse entstehende Freude die Arbeit, die sie natürlich auch machen, weit übersteigt.

Ein Totengräber im Dienst des Auferstandenen

Ein Erlebnis zum Schluss: Vor einiger Zeit war ich zu einer Gemeinde auf dem Land zu einem Vortrag eingeladen. Ein Gemeindeglied holte mich am Bahnhof in der Nähe ab und fuhr mich in das etwas abgelegene Dorf zum Veranstaltungsort. Was er denn so mache, frage ich den freundlichen Fahrer. „Ich bin Totengräber“, antwortet er und schaut mich prüfend an, um zu sehen, wie ich reagiere, „und ich helfe in der Gemeinde mit, wofür man mich eben braucht.“ Er kommt ins Erzählen. Ihm mache seine Arbeit Spaß (obwohl das ja nicht ganz das richtige Wort für seine Arbeit sei). Aber wenn Angehörige von Verstorbenen am Samstag mit ihm über den Friedhof gingen, um eine Grabstelle auszusuchen und sich für die Unannehmlichkeit, dass es Samstag sei, entschuldigen, sage er: „Sie haben es viel schwerer als ich. Ich mache das gern.“ Und er komme bei diesen Gängen oft ins Gespräch über das Leben der Verstorbenen, über die Trauer der Angehörigen, und er spreche mit ihnen über den Glauben. Dann sagt er unvermittelt: „Und die Ein-Euro-Jobs sind auch eine gute Sache!“ Auf meine Verwunderung hin sagt er, er habe vier solche Mitarbeiter auf dem Friedhof. Alle seien sie irgendwann aus der Kirche ausgetreten. Aber es sei doch nicht in Ordnung, so mit der eigenen Taufe umzugehen! Das habe er ihnen klar gemacht. Inzwischen seien drei von ihnen wieder eingetreten.

In der Schlichtheit dieses Berichts, den dieser Mensch mir auf einer Autofahrt schenkte, liegt für mich eine große Kraft und Klarheit. Wir Theologinnen und Theologen ringen oft um die Begriffe Diakonie, Seelsorge und Mission und fragen oft streitend und mit rauchenden Köpfen, wie wir sie füllten, wie wir sie gegeneinander abgrenzen und wie wir sie zusammenhalten! Andere vereinen Mission, Diakonie und Seelsorge wie selbstverständlich in ihrer Person und leben sie wie im Alltag einfach aus. Auf solche Christenmenschen, die ihre Mission diakonisch und ihre Diakonie missionarisch leben, ist unsere Kirche angewiesen.

¹ In: Michael Herbst, Evangelisation und Gemeindeaufbau, in: Hartmut Bärend/ Ulrich Laepple (Hrsg.), Dein ist die Kraft. Für eine wachsende Kirche, 2007, S.81

² Ebd. 82

³ Zitiert nach Rolf Zerfaß, Wenn Gott aufscheint in unseren Taten, in: Paul M. Zulehner, Das Gottesgerücht. Bausteine für eine Kirche der Zukunft, Düsseldorf 1987, 95 ff.

⁴ Matthias Bartels, Martin Reppenhausen (Hg.), Gemeindepflanzung – ein Modell für die Kirche der Zukunft? BEG 4, Neukirchen, 2006. Zu Wichern vgl. Michael Herbst, Ulrich Laepple, Das missionarische Mandat der Diakonie. Impulse Johann Hinrich Wicherns für eine evangelisch profilierte Diakonie im 21. Jahrhundert, BEG 7, Neukirchen 2009

⁵ Vgl. Berichte darüber in der (kostenlosen) Zeitschrift mi-di (Mission und Diakonie), hrg. von der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD) im diakonischen Werk der EKD, 2011, Nr. 7. Weitere Beiträge auch unter www.midi-netzwerk.de

⁶ Manuel Liesenfeld (Hrg.), Gemeinsam verändern wir die Welt. Gemeindediakonie neu entdecken. Ein praktischer Leitfaden, Stuttgart, 2011.

⁷ Zum Projekt „Erwachsen glauben“ s. unter www.kurse-zum-glauben.de Den Artikel aus der mitteldeutschen Diakonie finden Sie unter www.a-m-d.de

Johannes Stockmeier

„Kind willkommen“

Predigt beim Eröffnungsgottesdienst zum Start des Notlagenfonds „Kind willkommen“, Bad Urach, 25. Juni 2010



Präsident des Diakonischen Werks der EKD

Liebe Gemeinde,

„Kind willkommen“ – ist die Überschrift zu einem Notlagenfonds, der mithelfen will, dass für Schwangere bestehende oder zu erwartende Not- oder Konfliktlagen bewältigt werden können. „Kind willkommen“ – Jede und jeder von uns hat Erfahrungen in diesen Gottesdienst mitgebracht, die hinter diese Überschrift viele Ausrufezeichen setzen: Freudestrahlende Mütter – freudestrahlende Väter! Manchmal unendliches Glück über die langersehnte und erhoffte Geburt eines Kindes.

Es stehen viele bewegende Geschichten in unserer Bibel, die davon erzählen. Die Mutter Samuels, Hanna: Sie jubelt zu Gott über die Geburt ihres Sohnes. – Auch Väter kommen zu Wort: Zacharias, der das Wunder mit seiner Frau Elisabeth gar nicht fassen kann, dass beiden ein Kind geschenkt wird. „Kind willkommen!“ Im härtesten Gegensatz dazu stehen ganz andere Geschichten: erschreckend, verstörend, grausam. So ist das mit unserer Bibel: Sie verschweigt nicht, was in unserer Welt himmelweit von dieser Überschrift – „Kind willkommen“ – entfernt ist: der Kindermord in Bethlehem, immer

wieder Berichte über die Ermordung von Kindern und schwangeren Frauen zur Durchsetzung politischer Macht und persönlicher Interessen. Es bleibt immer eine Zumutung, dieser unerträglichen Spannung zwischen dem Lob des Zacharias und dem Mordbefehl des Herodes nicht davonzulaufen.

In dieser Welt leben wir. Mittendrin sind wir gefordert zu wirksamen Antworten, zu Ideen, zu jeder nur erdenklichen Anstrengung, die auch schier ausweglose Konfliktlagen nie sich selbst überlassen. Doch wie?

Hören Sie mit mir heute neu auf eine alte Geschichte, die uns auf neue Wege mitnehmen will. Sie ist nachzulesen im 2. Buch Mose im 2. Kapitel in den Versen 1-10 – die Geschichte der Geburt von Moses und seine wunderbare Errettung:

Und es ging hin ein Mann vom Hause Levi und nahm ein Mädchen aus dem Hause Levi zur Frau. Und sie ward schwanger und gebar einen Sohn. Und als sie sah, dass es ein feines Kind war, verbarg sie ihn drei Monate. Als sie ihn aber nicht länger verbergen konnte, machte sie ein Kästlein von Rohr und verklebte es mit Erdharz und Pech

und legte das Kind hinein und setzte das Kästlein in das Schilf am Ufer des Nils. Aber seine Schwester stand von ferne, um zu erfahren, wie es ihm ergehen würde. Und die Tochter des Pharao ging hinab und wollte baden im Nil, und ihre Gespielinnen gingen am Ufer hin und her. Und als sie das Kästlein im Schilf sah, sandte sie ihre Magd hin und ließ es holen. Und als sie es auftrat, sah sie das Kind, und siehe, das Knäblein weinte. Da jammerte es sie und sie sprach: Es ist eins von den hebräischen Kindlein.

Da sprach seine Schwester zu der Tochter des Pharao: Soll ich hingehen und eine der hebräischen Frauen rufen, die da stillt, dass sie dir das Kindlein stille? Die Tochter des Pharao sprach zu ihr: Geh hin. Das Mädchen ging hin und rief die Mutter des Kindes. Da sprach die Tochter des Pharao zu ihr: Nimm das Kindlein mit und stille es mir; ich will es dir lohnen. Die Frau nahm das Kind und stillte es. Und als das Kind groß war, brachte sie es der Tochter des Pharao, und es ward ihr Sohn und sie nannte ihn Mose; denn sie sprach: Ich habe ihn aus dem Wasser gezogen.

Kind willkommen?

Was wir da gerade gehört haben hat einen furchtbaren Vorlauf: Im Kapitel zuvor den Befehl des Pharao an hebräische Hebammen: „Wenn ihr den hebräischen Frauen helft und bei der Geburt seht, dass es ein Sohn ist, so tötet ihn...“, und dann noch die Verschärfung: „Da gebot der Pharao seinem ganzen Volk und sprach: Alle Söhne, die geboren werden, werft in den Nil...“.



Klammer auf: Uralte Geschichte aus fernster Vergangenheit? Bis ins Jahr 2010 toben sich ethnische Konflikte auch an Säuglingen und Schwangeren aus. Was der Gerichtshof in Den Haag in den Kriegsverbrecherprozessen auch ans Licht hebt, immer sind Exzesse an schwangeren Frauen und Säuglingen dabei. Klammer zu. Hoffnung? Woher die nehmen?

Zwei gibt es in dieser alten Geschichte, die sich der Bedrohung durch den Pharao widersetzen. Namenlos bleiben sie in dieser Geschichte, damit durch alle Zeit andere Namen in dieser Geschichte ihren Platz finden können.

Was die Mutter in Schwangerschaft und Geburt erlebt, ist Notlage hoch fünf. „Und als sie sah, dass es ein feines Kind war, verbarg sie ihn drei Monate...“ Das wäre nie zu schaffen gewesen ohne andere. Ohne fremde Hilfe. Ohne den risikanten Willen dieser Mutter, dieses Kind unter keinen Umständen im Stich zu lassen. Ohne die Bereitschaft anderer, für die Mutter zu sorgen und für das Kind. Ohne Frauen und hoffentlich auch Männer, die gesagt haben: „Ich helfe. Allein schaffen die das nicht!“



Wie oft wird auch das andere zu hören gewesen sein: Frauen und Männer, die sich nicht mit Hilfe, sondern mit Vorwürfen eingemischt haben werden: „Unmöglich – in diesen Zeiten ein Kind in die Welt zu setzen! Sollen die doch selber auslöffeln, was die sich da eingebrockt haben!“

Noch mal: Klammer auf – von wegen – alte Geschichte! Es ist erschütternd, von Mitarbeitenden in Schwangerenkonfliktberatungen sich erzählen zu lassen, welche Vorwürfe, Beschimpfungen und Niederträchtigkeiten sich schwangere Frauen aus ihrer engsten Umgebung im Jahr 2010 in unserem Bundesland Baden-Württemberg anzuhören haben. Die Mitarbeitenden in den Beratungsstellen sind

oft die ersten und einzigen, die überhaupt erst einmal zuhören. Die, wenn es sein muss, auch mal den Arm auf die Schulter legen. Die bedrängten Frauen Nähe erfahren lassen... Klammer zu.

In der Geschichte hier geht es dramatisch weiter:

„Als sie ihn aber nicht länger verbergen konnte...“ ahnen wir, wie viel Not und Verzweiflung und Tränen hinter diesem kleinen Hinweis stehen? Sind unsere Ohren hörfähig für das Verrücktwerden dieser Frau, jetzt eine Entscheidung fällen zu müssen? Sind wir an der Seite dieser Frau, die eine hoch riskante Entscheidung fällen muss? Mehr noch: Sind wir an der Seite dieser Frau, die ihr Kind aufgibt, um es vielleicht so retten zu können?

Das Kästlein von Rohr, das Moseskörbchen – das ist kein kuscheliges Schmusekörbchen, sondern Bastelkiste letzter Verzweiflung. Ihr bleibt nur noch eins: *„... und sie legte das Kind hinein und setzte das Kästlein in das Schilf am Ufer des Nils...“*

Dann kommt diese zarte und herzliche Fortsetzung von Bewahrung und Rettung, zu hören auch als einfache und wunderbare Geschichte zu allem, wozu Solidarität von Frauen in der Lage ist. Pharaon und Pharaos Tochter – schärfer kann ein Kontrast kaum ausfallen. Dort: „Weg mit den Kindern...“ - Hier: „Komm her, mein Kleiner...“ Was die Frauen da zu Wege bringen – fröhlich und durchaus ein wenig listig – ist nicht weniger als der gute Ausgang einer bösen Geschichte. Es rührt das Herz an, wie genau das alles erzählt wird. Wie

das Beobachten von Ferne, die wachen Augen der Pharaotochter, die Auskunftsfähigkeit der Schwester des Kindes und die verblüffende Regelung der ersten Versorgungsphase hier so ineinander greifen.

Und Gott? Haben Sie das überhaupt bemerkt, dass von ihm in dieser ganzen Geschichte nicht einmal die Rede ist? Keine Spur von einem Eingreifen seinerseits. Kein Hinweis auf die Beeinflussung der Akteurinnen durch welche Wege Gottes auch immer.

Und bevor wir jetzt gleich den Bogen weiter hinausziehen – wohl wissend, was es mit diesem geretteten Kind dann später für die Geschichte Gottes mit dem Volk Israel mit allen Menschen auf sich haben wird – wohl wissend, welch überragende Gestalt das aus dem Wasser gezogene Kind dann sein wird für alles, was von diesem Gott dann noch zu erzählen sein wird – bevor wir in einem Wissen ankommen, das schon längst alles weiß: Lassen Sie uns noch einmal kurz Halt machen.

- Verstehen wir die Botschaft des Erzählers dieser Geschichte, der in dieser ganzen Dramatik Gott außen vor lässt?
- Hören wir ihm genau genug zu, was er uns damit sagen will, dass Gott in allem, was hier geschieht, nicht eigens erkennbar wird?
- Entdecken wir so, was hier zuallererst von der Verantwortung und dem Zutrauen, genau wie dem Erschrecken von und über Menschen erzählt wird?

Darf ich es sehr direkt predigen? „Kind willkommen“ – wir sind mit unserer Arbeit,

mit unserer Liebe, mit unserem Geld sehr sehr weltlich und dicht angesprochen. Diese Geschichte sagt uns sehr direkt: tut was. Lasst euch inspirieren von diesen Frauen. Geht an der Verzweiflung dieser Mutter und unzähliger anderer Mütter nicht vorbei. Spart euch die endlosen Theoriediskussionen über die Beratungspflicht. Achtet in Eurem Land auf diese unglaubliche Belastung von vielen Frauen und einigen Männern, die tagtäglich in der Schwangerenkonfliktberatung diese Arbeit – darf ich es bildlich sagen – am Nilufer tun. Zwischen Pharaobefehl und den wachen Augen der Tochter! Miltendrin in dieser unerträglichen Spannung: „Weg mit dem Kind...“ oder „Komm her, mein Kleiner!“

Gebe Gott uns diese Geschichte so ins Herz und in unsere Verantwortungen, dass sie Frauen in Notlagen zugute kommt.

Gebe uns Gott diese Geschichte so mit auf den Weg, dass sie Verzweiflung von Müttern nie bevormundet.

Und das Wichtigste: Gebe es Gott, dass wir diese Geschichte mitnehmen in unsere Hoffnung, in unseren Glauben und in unser Tun.

Zugegeben: Wir könnten jetzt noch viel tiefer in diese Geschichte hineinhören und es fällt mir auch richtig schwer, darauf zu verzichten. Aber ich vertraue darauf: Diese Geschichte wird selbst weiter predigen und bei uns im Ohr bleiben und auch dann noch viel zu sagen haben, weit über das Amen des Predigers heute hinaus.

Amen.

Norman Grauer



Pfarrer der evangelischen
Kirchengemeinde Holzgerlingen

Muss es immer Krippe sein? Familien stärken mit „wellcome“

Im Jahr 2009 wurde seitens der Stadt unserer Kirchengemeinde angeboten, eine bestehende Kinderkrippe für Kinder unter drei Jahren in eigene Trägerschaft zu übernehmen. Dies lag nahe, da diese Gruppe mit zehn Plätzen sich im Untergeschoss unseres evangelischen Kindergartens befand. Über dieser Frage entwickelte sich jedoch eine breite und auch grundsätzliche Diskussion im Gremium: Wie können wir als Kirchengemeinde an unserem Ort Elternschaft und Familie stark machen?

Auf der einen Seite verpflichtet die Erziehungspartnerschaft von Eltern und Kirche von Anfang an mit allen Chancen, auf der anderen Seite stand das Wissen um die Wichtigkeit gelingender seelischer Bindung des Kleinkindes zu einer konstanten Bezugsperson. Die Sorge, als Kirche einen gesellschaftlichen Trend zu verstärken, der schon die Kleinsten aus den Händen der Eltern nimmt, war vernehmbar. Warum wird Elternschaft immer mehr als Feierabendaufgabe bewertet, die auch von Profis übernommen werden kann? Warum schon in den ersten drei Jahren? Welche Interessen sind hier mit am Tisch: die der Wirtschaft, der Gender-Ideologen, der Eltern? Was ist eigentlich das Beste für die Kinder? Und wenn sie wählen dürften? Wer bringt seine Kinder in die Krippe? Aus welchen Gründen? Stärken wir den Wert der Elternschaft, der in der Bibel

sehr groß geschrieben wird, durch diese Übernahme? Läuft eine Übernahme nicht unserer Absicht entgegen, Eltern darin zu bestärken, die ersten Jahre für die Kinder einzusetzen, - und dann ab drei Jahren den Kindergarten anzubieten?

Solche und weitere auch ganz praktische Fragen beschäftigten uns über ein dreiviertel Jahr. Wir haben Beratung und Informationen auch von Beauftragten der Landeskirche eingeholt. Darauf folgte die Abstimmung. Denkbar knapp wurde der Antrag auf Übernahme nicht angenommen. Ein Patt, aber keine Mehrheit. Die wenigsten waren darüber einfach froh. Dass wir Eltern in ihrer so wichtigen und nicht delegierbaren Aufgabe unterstützen wollen, war durch die abgelehnte Krippen-Übernahme ja längst noch nicht erfüllt. Nichts zu tun, das war keine Lösung.

Im Frühjahr 2010 wurde uns die Konzeption von „wellcome“ vorgestellt. Ich war sofort angetan von dieser Idee. Das war ein Weg die Bindung von Mutter und Kind - denn für die ganz Kleinen ist es in der Regel eben doch die Mutter - zu unterstützen sowie Freude und Erfüllung am

Eltern-Sein zu fördern. Die Hilfe kommt ins Haus, nicht das Kind in die Krippe. Familien kommen aus der sozialen Isolation heraus. Dieser Weg schien uns für den Start ins Leben der bessere zu sein. „Wellcome“ ist erprobt, von Profis entwickelt und in seiner Wirkung evaluiert (siehe unter www.welcome-online.de).

Die Einrichtung von „wellcome“ in Holzgerlingen und der Schönbuchlichtung wollten wir als Kirchengemeinde gerne unterstützen. Das geschieht durch einen finanziellen Beitrag - z. B. Sonntagsopfer, die ideelle Unterstützung - Gemeindebriefe, Öffentlichkeitsarbeit etc., sowie die Gewinnung Ehrenamtlicher. Außerdem bin ich Teil der Steuerungsgruppe, die sich unter der Regie einer Diplom-Sozialpädagogin beim Sozialtherapeutischen Verein e.V. an unserem Ort regelmäßig trifft.

Nach einem weiteren Jahr Planung und Vorbereitung in dieser Gruppe konnten wir am 10. März 2011 den offiziellen Start von „wellcome“ auf der Schönbuchlichtung feiern und begehen. Das kleinste Problem war es übrigens, Ehrenamtliche zu finden. Knapp zwanzig Menschen haben sich bisher bereit erklärt, diese Aufgabe zu übernehmen. Inzwischen sind es schon einige Familien, die diese Art der Hilfe in Anspruch nehmen. Alleinerziehende, Familien mit vielen Kindern, Familien ganz unterschiedlicher Milieus. Auch die Finanzierung ist mit der Förderung durch den Landkreis und einige der Kommunen auf der Schönbuchlichtung gesichert. Durch Spenden kann mitgeholfen werden, dass die Stundensätze bei Bedarf reduziert werden können. In aller Regel



wollen die Familien nämlich einen kleinen Beitrag für diese Hilfe leisten.

Dass wir als Kirchengemeinde nun nicht als Träger, sondern als Kooperationspartner auftreten, halte ich für vorteilhaft. Denn es sind gar nicht nur evangelische Familien, die Hilfe brauchen oder suchen. Die Hilfe kommt durch die Vermittlung des Sozialtherapeutischen Vereins da an, wo sie nötig und erwünscht ist. Es gibt keine weltanschaulichen Barrieren. Wir können engagierte und erfahrene Ehrenamtliche einbringen. Und wenn diese Form der präventiven Hilfe und Förderung nicht ausreicht, dann sind die Verbindungen und Vermittlungen durch den Sozialtherapeutischen Verein und dessen Fachpersonal ganz naheliegend.

Es muss nicht immer Krippe sein. Hier ist eine andere Möglichkeit verwirklicht, wie wir als Kirchengemeinde frühe Hilfen für Familien anbieten und unterstützen können, weit über den Kreis der eigenen Gemeinde hinaus.

Schwester Anne Messner

helpline Korntal – Wo Hilfesuchende und Helfer zusammenkommen



Warum eine helpline in Korntal? Es gibt doch bereits eine Diakonie der Ev. Brüdergemeinde in Korntal, mit über 400 hauptamtlich Beschäftigten, dazu noch eine lebendige Gemeindegemeinschaft mit vielen Kreisen und Gruppen. Doch da es immer mehr Notlagen von Menschen gibt, für die keine öffentlich finanzierte Hilfe bereit gestellt wird, hat helpline Korntal im Jahr 2010 ihre Arbeit aufgenommen. Warum? Weil Jesus selbst seine Nachfolger beauftragt und befähigt zum diakonischen Handeln in dieser Welt. Denn er hat ein ganz besonderes Herz für Menschen in Nöten, Krisen und mit Brüchen in ihrem Leben.

Dieses Netzwerk von Menschen, welche auf ehrenamtlicher Basis schnell, unbürokratisch und kostenlos anderen in kleinen oder großen Notlagen helfen, wird seitdem immer größer.

Menschen, die Hilfe brauchen, können sich an helpline wenden, telefonische Beratung erhalten und/ oder an andere soziale Organisationen weiter vermittelt werden.

Wie sieht das ganz praktisch aus? Lassen wir zwei Betroffene erzählen:

„Durch nicht ausreichende Informationen bei der Agentur für Arbeit ergab sich eine schwierige Situation bei meiner Tochter, die schlimme finanzielle Auswirkungen gehabt hätte. Ich war froh, dass ich durch eine Bekannte hier in Korntal auf helpline aufmerksam gemacht wurde. Rasch und unkompliziert wurde mir ein helpliner vermittelt, der uns durch seine fachlich hoch kompetente Beratung entscheidend weiter half, so dass wir wieder „Licht am Horizont“ sahen“.

„...ohne die helpline hätte ich meinen Umzug nach Korntal niemals so gut bewältigt. Wie froh bin ich, dass ich in den "vollen Genuss" der gerade ganz frisch ins Leben gerufenen helpline kam. Ich möchte die Zuverlässigkeit, freudige Bereitschaft, die Kompetenz und die wohlthuende Sensibilität der beteiligten Helfer betonen. Die helpline finde ich eine geniale Idee und bin beeindruckt von der Art und Weise wie christliche Nächstenliebe gelebt wird. Auf jeden Fall nachahmenswert!“

Ebenso ist es Ziel von helpline, Menschen, die Hilfe benötigen mit Menschen, die in unterschiedlichen Bereichen Hilfe leisten können und wollen, zusammenzubringen. Da der Treffpunkt 60plus, die Seniorenarbeit der Ev. Brüdergemeinde, helpline unterstützt und schon seit längerem die Idee hatte, sich in dieser Form diakonisch zu engagieren, war der Grundstock für die ehrenamtlichen helpliner gelegt. Inzwischen haben schon weitere



Jüngere und Ältere signalisiert, ihre Kompetenzen einzubringen, wenn eine entsprechende Anfrage auf sie zukommt und es ihnen zeitlich gerade passt. Lassen wir ein kinderloses Ehepaar und eine Seniorin selbst berichten:

„Ehrenamtlich engagieren wollten wir uns schon lange. Doch wir wussten nicht genau, wohin wir uns am besten wenden können, wo unsere Hilfe am nötigsten gebraucht wird. Mit der helpline haben wir nun ein Patenkind gefunden. Das Gute daran: Es war alles ganz einfach, denn die helpline bringt Hilfesuchende und Helfende ganz schnell und unbürokra-

tisch zusammen. Wer Menschen in Notlagen Zuwendung, Wertschätzung und Unterstützung geben möchte, der sollte helpliner werden.“

„Ich bin sehr froh, bei der helpline mitwirken zu können, da sie mir die Möglichkeit gibt, in meinem letzten Lebensdrittel noch so viele Menschen und verschiedene Bereiche der Wirklichkeit kennenzulernen, die in meinem, doch sehr beschränkten beruflichen Umfeld zu kurz gekommen sind. Die Entwicklung der dazu erforderlichen Fähigkeiten bzw. die „Umnutzung“ all dessen, was ich ja von Berufs wegen kann, zu diesen ganz neuen Zielen befriedigt mich sehr und dass ich diese Umstellung auf ganz andere Menschen mit jedem neuen Problem wieder etwas besser hinbekomme, ist ein Erfolgserlebnis, das ich nicht mehr missen möchte. Was ich im Beruf alles konnte, weiß ich ja, das brauche ich mir nicht mehr zu beweisen, aber festzustellen, dass man sich auch im Neuland behaupten kann, gibt einfach Lebensmut und Energie.“

Christen sollten ihre Augen nicht von den brennenden sozialen Problemen, aber auch nicht vor den kleinen Sorgen der Menschen verschließen. Sie sollten sich helfend einlassen und dann mit Einsatz und Fantasie investieren – und vielleicht auch etwas dabei riskieren. Dann ist ihr Handeln Zeugnis von der guten Botschaft des Evangeliums – sei es in einer diakonischen Einrichtung oder in einer ehrenamtlichen Tätigkeit. Ist dies heute noch gefragt? Ich bin überzeugt: mehr denn je!

*Nähere/ weitere Informationen
über die helpline Korntal:
www.helpline-korntal.de*

Marie Josenhans

Meine alten Weiblein

Alltagserlebnisse aus der alten armen Zeit

Da sitze ich wieder einmal vor meinem Schreibtisch am Fenster. Draußen geht der kurze Wintertag zu Ende und ins Zimmer schleichen dämmernde Schatten. Wie von fern klingt der Straßenlärm in unser hohes Stockwerk. Ein Abend wie zum Sinnen und stillen Erinnern. Gestalten steigen herauf, sonderbar ärmliche, wunderliche; alle aus der Welt, die seit Jahren die meinige ist. Denn wo einer seines Lebens Freude und Befriedigung findet, da ist seine Welt.

Meine Armen sind's, meine alten Weiblein, die mich besuchen und die mir alle wieder lebendig werden in dieser Abendstunde, ob sie auch viele schon draußen schlafen. Da sind sie mit ihren runzligen Gesichtern und weiten Zahnlücken: Du mit deinem schmutzigen Häubchen und dem freundlichen Lächeln darunter, die mir immer versichert hat, ich werde einmal arg Heimweh nach ihr bekommen; du andere mit der drolligen großen Rute in der Hand, die sehr drohend aussehen soll; und du armes, verlassenes Menschenkind mit den dankbaren Augen. Ihr alle mit euren eigenen, fest ausgeprägten, charakteristischen Zügen!

Oft bin ich schon gebeten worden, von ihnen zu erzählen. Ich will's jetzt versuchen. Und sollt' es mir ein Scherflein von Gewinn eintragen, so kommt's ihnen zu gut. 's ist nicht lauter Schönes und Harmonisches, nicht viel Erbauung. Aber einen Blick wird's vielleicht tun lassen in das Leben dieser Kleinen und Unbekannten, deren naive Anschauungen so oft zum Lachen reizen, deren Derbheiten vielleicht manchmal entrüsten, in deren Herzen aber auch manch heller Edelstein leuchtet, nach dem wir selbst Verlangen tragen.

Stuttgart, Dezember 1906. M. J. (Vorwort zur ersten Auflage 1906)

Frau Streng

Des Nachts, wenn ich durchs offene Fenster die Sterne flimmern sehe, fällt sie mir ein. . . Sie war Lumpensammlerin ihres Zeichens, aber glücklich, wie kein König. Sie wollte nur die Zeit nicht mehr erleben, wo neue Kehrreimer eingeführt würden, und dieser Wunsch ist ihr auch in Erfüllung gegangen. Meine Beziehungen zu Frau Streng bestanden in der Aufgabe, ihr des Winters Holz zu verschreiben. So kam sie regelmäßig in unser Haus und bat und dankte dann in bescheidener Weise.

Als ich einmal verreiste, ging ich, um sie an einen Armenpfleger zu weisen, in ihre Wohnung. „Ist wohl Frau Streng zu Hause?“ fragte ich die im Flur stehende Hausbesitzerin.

„Wenn se derhoemda ischt, no sengt se au, Se dürft no d' Steg nuf ond horche.“ Und richtig, ich vernahm ein dünnes, zittriges Stimmlein innerhalb einer der Türen.

Obwohl es recht falsch gesungen war, erkannte ich das Lied: „Befiehl du deine Wege.“ Sie war mehr erschrocken als erfreut über meinen Besuch, weil in dem Stüblein nicht eben musterhafte Ordnung herrschte, und als ich ihr vollends den Grund meines Kommens nannte, war sie ganz untröstlich. „No gebe Se mer no ebbes Schriftlichs en d'Hand, der Herr ischt jo no gar net lang derbei, der ischt g'wiß no 'bewusstlos'“ sagte sie.

Das Jahr darauf fing sie an zu kränkeln und kam immer langsamer unsere Treppen heraufgestiegen. Aber gleichwohl immer mit stillzufriedenem Gesicht. „Se werdet seha, i leb nemme lang“, sagte sie eines Tages, und als ich sie fragend ansah, setzte sie tröstlich hinzu: „Wenn i aber g'storba ben, no brauchet Sia nachts no an de Sternehemmel nufz'gucket. Der Stern, wo am schönschte glitzert, der ben no i.“ Richtig ist sie bald darauf gestorben. Am Abend ihres Todestags aber lasen wir von einem neu entdeckten Stern.

Du glückliches altes Weiblein! Wenn deine stolze Hoffnung auch nicht in Erfüllung gegangen ist, so leuchtest du doch in unsern Herzen, ein Vorbild stillen Genügens.

Frau Emmert

Sie wohnte nicht im Bohnenviertel, d.h. also nicht in meinem Distrikt. Ich kam aber doch einmal in Vertretung einer kranken Frau zu ihr.

Das über 90 Jahre alte Weiblein war noch ganz geistesfrisch, und als sie hörte, dass ich nicht weit von ihrem Geburtshaus, das in der Hauptstätterstraße stand, wohne, war sie hochofret und erzählte mit Begeisterung von ihrer Jugend. Wie gemütlich es damals in den Straßen zugegangen sei: dass man draußen die Wäsche gewaschen und auch gebügelt habe, und dass alle jungen Leute sich geduzt hätten, fand sie wunderschön. Sie war aber auch in ihrem Alter zufriedenen Sinnes und für alles dankbar. Auch dafür besonders, dass sie sich noch nie bedeutend verletzt habe, obwohl sie des Tages mindestens 10 bis 12mal umfalle, wie ein Kind, das das Gehen lerne. Sie bat mich, doch wiederzukommen, und ich versprach's, hielt aber, wie so oft schon, nicht Wort.

Ein Jahr oder noch mehr mochte verflossen sein, da spendete Ihre Kaiserlich-Königliche Hoheit Großfürstin Wera aus Anlass ihres 40jährigen Aufenthalts im Schwabenlande eine große Geldsumme mit der Bestimmung, sie sofort an hiesige, gut beleumundete Arme zu verteilen. Mir ward das Glück zuteil, deren fünf nennen zu dürfen, und als ich den Zettel zum Ausfüllen in die Hand nahm, fiel mir plötzlich meine alte, neue Bekannte ein. Der Name Emmert war nun der erste, den ich nannte.

Ich bat um 20 Mark für die alte Frau, die ich beinahe vergessen hatte. Nach wenigen Tagen bekam ich das Geld, und zu meiner größten Freude wurden für meine gute Alte sogar 25 Mark bewilligt.

Nie, nie werde ich die Freude der alten Frau vergessen, als ich so unerwartet mit der reichen Gabe eintrat. Als ich vollends erfuhr, wer das Geld geschickt hatte, liefen ihr die hellen Tränen über die Wangen. „Was, vom Schloss?“ rief sie einmal übers andere, „ja i sag's jo, der liebe Gott erhört Gebete. Sia werdet aber seha, jetzt sterb i, i han jo bloß no uf des g'wartet.“ Ich mag sie wohl etwas erstaunt und verständnislos angesehen haben, aber durch die Erzählung, die jetzt folgte, wurde mir alles klar. Sie begann: „Vor viele, viele Jahr hot bei ons em gleicha Haus a Frau g'wohnt, dia hot Schäfle züchtet. Wia se no amol grad so a jongs herzigs Schäfle g'hett hott, ist onser verstorbener König Karl grad a Jahr alt worda. Des Schäfle krieagt onser Prenz zum Geburtstag, hot d'Hausfrau g'sagt, und du Lottle, dährscht's em brenga. Sag no deiner Mutter, se soll dir morga dei Sonntagskleid anziehe und soll dir Löckla brenna, du dährscht ens Schloss.“

Mei Freud könnet Se sich denka, de ganz Nacht han i vor Glück net g'schlofa und kaum da Morga verwarta könne. Bis zum Schloss hot no d'Hausfrau des Lämmle trage, und no han i's am rota Bändele neiführa dürfa. Do ischt a schöner Tisch weiß'deckt g'wä mit allerlei Sache druf, und i han emmerfort dia schöne, gelbe Orange angucka müessa und han mi b'sonna, was des wohl sei könnt. Der Prenz hot g'jauchzt, wia er des Schäfle g'seha hot, und i han a ganz längs Weile em Schloss bleiba dürfa. Beschenkt mit feine Zuckerle und so em a gelba Äpfel, ben i selig und net wenig stolz heimkomma, und war mehr als z'frieda g'wä. No hot aber dui domm Hausfrau g'sagt: „Ja wart no, Lottle, des ischt no net alles, du kriagscht no ebbes vom Schloss !“

Und gucket se, so ischt der Mensch, jetzt paß i seitdem uf ebbes vom Schloss, trotzdem scho so viele Jahr drüber ganga send. Und i will's Ehne no g'steha, i han sogar scho drom betet, der liabe Gott soll mer doch des, was mer miar vom Schloss her no schuldig sei, zuakomma lassa, eh i sterb. Ond jetzt kommet Sia heut ond brenget mer's, Se werdet seha, jetzt sterb i bald. I sterb aber gern, der liabe Gott hot jo mei Gebet erhört. Wisset Se, dui Hausfrau ischt nobel belohnt worda, dera hot am nächste Tag a Schlossdeaner jedenfalls a schön's Geldg'schenk brocht, ond von dem hätt sui miar von rechtswega a kleins Gschenke kauf a solla und miar sage, 's sei vom Schloss. Wenn's no a kleins Döckle (Püppchen) g'wä war!

Em Schloss hent se natürlich gmoent, i sei's Töchterle von der Hausfrau, weil i's Schäfle brocht han. Aber gucket Se, Recht muaß doch Recht bleiba, jetzt ben i nach so viele Jahr doch no zu meim Sach komma, ach, wia mi des freut!“ Sie trug mir dann allen Ernstes auf, diese Geschichte der Frau Herzogin zu erzählen und ihren Dank zu übermitteln. Nach einigen Wochen las ich im Amtsblatt unter den Gestorbenen ihren Namen.

aus: Marie Josenhans, *Meine alten Weiblein – Alltagserlebnisse aus der alten armen Zeit*, Quell-Verlag Stuttgart 1981/1985

Buch-Tipp: Gemeinsam verändern wir die Welt

Immer mehr Gemeinden möchten selbst diakonische Projekte in ihrem Umfeld initiieren. Dieser Leitfaden liefert die nötigen Informationen dazu und zeigt in vier Schritten, wie diakonische Projekte von der Bedarfsanalyse, über die Planung bis hin zur Realisierung angegangen werden können.

Anhand von Beispielen aus der Ev. Brüdergemeinde Korntal, die seit ihrer Gründung diakonische Einrichtungen betreibt, werden Anregungen und Impulse für eigenes diakonisches Engagement gegeben. Vorgestellt werden unter anderem eine Fahrradwerkstatt, ein besonderer Kleidermarkt, die Arbeit unter ausländischen Mitbürgerinnen und das neue Netzwerk helpline. So ist dieser Leitfaden ein wertvolles Anleitungsbuch für alle Gemeinden und ihre Mitglieder.



80 Seiten, Verlag der Evangelischen Gesellschaft, ISBN 978-3-920207-36-0; 9,95 Euro

Herausgeber: Evangelische Sammlung in Württemberg e.V., Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach
Internet: www.evangelische-sammlung.de

Vorsitzender: Pfarrer Werner Schmückle, Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart-Birkach
Stellvertretende Dekan i.R. Hartmut Ellinger, Lieschingstr. 12, 70567 Stuttgart
Vorsitzende: Pfarrerin Elke Maihöfer, Justinus-Kerner-Str. 2, 72070 Tübingen
Geschäftsstelle: Renate Klingler, Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach, Tel. (07125) 94 67 228, Fax (07125) 94 67 221, E-Mail: evangelische.sammlung@kirche-ev-badurach.de

Redaktionskreis: Werner Schmückle (V.i.S.d.P.), Hartmut Ellinger, Hans-Dieter Frauer, Renate Klingler, Elke Maihöfer
Der Rundbrief erscheint viermal jährlich

Konto: Evangelische Sammlung in Württemberg
Evang. Kreditgenossenschaft Stuttgart (BLZ 520 604 10) Kto 414 271

Rechner: Günter Wohlfarth, Thomas-Mann-Str. 28, 73655 Plüderhausen

Layout/Satz: ART OFFICE, Martin Lang, Pliezhausen

Fotos: privat

Druck: Grafische Werkstätte der BruderhausDiakonie, Reutlingen